

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 5.

Freitag, 7. Januar

1927.

(1. Fortsetzung.)

Strandgut.

Roman von W. Flett.

(Nachdruck verboten.)

Früh am nächsten Morgen fuhr Asta, die eigentlich eine Langschläferin war, nach Lübeck und kehrte am Mittag mit zwei großen Paketen zurück, Wäsche, Kleider und Spielsachen. Eilig kleidete sie Doralies in ein hübsches hellblaues Hängergchen, knüpfte ihr eine mächtige, wippende Schleife ins Haar und war gerade damit fertig, als das Gong zu Tische rief. Triumphierend kam sie mit Doralies ins Esszimmer, wo Karl-Otto schon wartend hinter seinem Stuhl stand.

„Na, jetzt ist der Schmetterling ja glücklich aus der Puppe geschlüpft“, sagte er, „übrigens, Asta, hast du auch zur Sicherheit „Unguentum neapolitum“ und Sabadilleffig mitgebracht? Elise behauptet, sie habe sich was aufgefangen, es trabbele sie schon überall. Es wäre noch schöner, wenn wir uns aus lauter Philanthropie das Haus verlaufen.“

Asta war gekränkt. „Daran ist gar nicht zu denken. Die Sache war überhaupt nicht schlimm. Elise macht nur aus jeder Mücke einen Elefanten. Ich werde nachher gleich mit ihr reden. Und nun sei so gut und verdirb mir die Freude nicht. Sieh nur, wie reizend mein Doralieschen ist.“

Sie hob die Kleine auf den Schoß, um sie von ihrem Teller zu füttern. Aber nun ging regelrechter Radau los. In Anton Kalumeits Steinschlagerhütte hatte man sich meistens von Brot, Speck und Kaffee ernährt, denn Frau Jellas, geborenen Piantowskas Kochkünste beschränkten sich auf Kohl und Kartoffeln. Nun fand Doralies die heiße Ochsenschwanzsuppe schauerhaft, nicht minder das kunstreiche Zungenragout, sie schrie und strampelte, schlug abwehrend mit den Händen auf den Teller, daß alles herumspritzte, spuckte aus, was ihr in den Mund gesteckt wurde, und rief: „Du Schwein“, als Asta ihr einen Klaps versetzte. Karl-Otto, angewidert und entrüstet, klingelte nach dem Diener. „Servieren Sie mir im Herrenzimmer, Brindmann. Das ist mir hier heute zu geräuschvoll. Dabei kriegt ja ein Gaul noch Nerven. Du wirst ja auch hoffentlich bald von diesem Experiment kuriert sein“, wandte er sich an seine Schwester, als Brindmann hinaus war.

Asta sah halb unglücklich, halb gekränkt aus. „Ich sehe ein, daß es ein Fehler war, Doralies mit an den Mittagstisch zu bringen, aber mein Kind geh' ich nicht wieder her“, sagte sie eigensinnig.

Das Justizbürger Amtsgericht, dem die Papiere der Verunglückten eingereicht waren, antwortete umgehend, die Eltern des Anton Kalumeit seien nicht mehr am Leben, Geschwister nicht vorhanden. Wegen etwaiger Familienverhältnisse der Mutter wurde anheimgegeben, Erkundigungen beim Ortsvorstand von Stara-Lambot einzuziehen.

Triumphierend kam Asta mit diesem Bescheid zu ihrem Bruder. „Sie ist mein, Karl-Otto. Kein Mensch hat ein Recht auf sie.“

Gastett legte die illustrierte Zeitschrift hin, in der er geblättert hatte, sah aufmerksam in das amtliche Schreiben und piffte leise durch die Zähne, dann schob er Asta einen Stuhl zurecht. „Bitte, im Sitzen erledigt

sich alles gemütslicher. So, und nun wollen wir mal in Ruhe über die Sache reden. Du willst also wirklich und wahrhaftig das Mädel behalten?“

„Hattest du auch nur einen Augenblick anderes erwartet?“ gab sie zurück.

„Um, von den etwaigen Wetter und Basen im gelobten Lande Galizien will ich nicht reden. Selbst wenn welche vorhanden wären, ist's nicht sehr wahrscheinlich, daß sie den Weg hierher finden würden. Aber trotzdem warne ich dich. Du packst dir da etwas auf, das dein ganzes Leben verändern kann.“

„Ich wünsche es mir ja gerade anders. So wie es ist, leer und zwecklos — kann's mich unmöglich befriedigen.“

„Na, na! So ganz schlecht hast du es doch nicht als Gutsherrin von Hohenwarden. Und der Posten bleibt dir. Ich heirate nicht. Hab' gar kein Verlangen danach. Aber davon ganz abgesehen. Du hast ja keinen Schimmer, was für 'ne Sorte das lütte Balg ist.“

„Balg“, wiederholte sie entrüstet. „Schön, also die hoffnungsvolle Knope. Es kann ein Engel drin stecken — es kann auch 'n Teufel drin stecken, an dem du dir später die Pest an den Hals ärgerst. Rein nichts weißt du.“

„Von keinem Kinde kann man genau wissen, wie es sich entwickeln wird. In den allerbesten Familien gibt es Entgleise, von denen man nicht gern spricht.“

„Zugegeben. Das sind aber Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Im allgemeinen ist's doch so, daß man vom Baum auf den Appel schließen kann. Mußt du durchaus ein Göhr annehmen, so nimm eins aus ordentlichem Haus, das eine gewisse Gewähr für Gutgeraten bietet, keine halbe Polakatin, keinen Proletensproß, der, wenn er erwachsen ist, dir Gott weiß was für Überraschungen bereiten kann.“

„Das bißchen Firnis ist gar kein Gradmesser für den Wert eines Menschen. Gerade aus den gesunden, unverbrauchten, unteren Schichten erneuert sich die Volkskraft. Jeder Volkswirtschaftler kann dir das bestätigen. Sittliche Fäulnis tritt immer nur im Gefolge von Hyperkultur auf.“

Karl-Otto begann sich zu ärgern. „Jetzt kommst du mir gar schon gelehrt“, sagte er mit kurzem, verdrießlichen Aufschauen. „Natürlich ist das Kind zu bedauern, und ein Waisenhaus ist am Ende kein Paradiesgarten, aber warum mußt du gleich deinen Namen zu dem Exportment herleihen? Wenn du was tun willst, so bring' das Kind auf deine Kosten in einem anständigen Bürgerhaus in der Stadt unter, etwa bei Schneider Kapings in der Fischstraße. Die haben keine Kinder und sind sehr ordentliche Leute.“

„Nein“, sagte sie störrisch, „Doralies soll mein sein. Diese einzige letzte Freude darfst du mir nicht auch noch verderben. Was ist denn mein Leben sonst gewesen? Sag!“

Er verstummte und zog an seinem Schnurrbart. Allerdings, wenn sie ihm so kam, dann fühlte er sich gekränkt, bereit Ja und Amen zu sagen zu allem. Eine alte Geschichte, an die er nicht gern dachte, lag da zu-

grunde. Als Sohn eines früh im Dienst verunglückten Hauptmanns war Karl-Otto von Eastett in den Heeresdienst eingetreten. Das war so Familientradition, auch hätte es ihm zum Studium an Begabung und Ausdauer gefehlt. Er wurde also ein Leutnant wie viele, lustig, leichtfertig, ein bißchen halb göttlich und mausearm. Am glänzenden Glend seiner Lage zerbrach seine Widerstandskraft. Er geriet in die Hände von Spielern. Die vier Königinnen waren ja so manchem hilfreich, warum nicht auch ihm? Aber eines schönen Tages sah der Leutnant von Eastett sich vor der Verpflichtung, eine für seine Verhältnisse ungeheure Ehrenschuld binnen acht- und vierzig Stunden zu begleichen. In seiner Angst, blaß, ratlos und verstört kam er zu Asta, die das Examen gemacht hatte und Lehrerin an einem Lyzeum war. „Ich muß mir 'ne Kugel vor den Kopf schießen, wenn du nicht hilfst“, rief er ihr zu und hätte doch so ungern diese trotz allem so wunderschöne Welt verlassen. Die Ehre des Namens und das Leben des einzigen Bruders mußten unter allen Umständen gerettet werden, und ohne Zögern opferte Asta das Erbteil einer Patentante und ihre eigenen kleinen Ersparnisse, alles, alles, ohne zu ahnen, daß sie sich damit das eigene Glück verlorb. Nicht lange darauf lernte sie auf einer Gesellschaft einen jungen Offizier kennen. Jäh aufflammende Leidenschaft zog Henning von Bardenfleth und sie zueinander, als ob jeder im anderen die Erfüllung des eigenen Wesens sähe, aber Alltagsprosa goß mitleidslos ihr Wasser in den Wein der Romantik. Wo war das Kommikvermögen? Bardenfleth war arm, immerhin hätte die erforderliche Summe sich zusammenbringen lassen, wäre Asta noch im Besitz ihres kleinen Vermögens gewesen. Nun rückte die Vereinigung, nach der zwei heiß Verliebte siebten, in weite Ferne. Auf den Hauptmann zu warten, schien allzulang. Bardenfleth quittierte den Dienst und schloß sich einem Freunde an, der in den Kolonien sein Heil als Farmer zu versuchen gedachte, aber wenige Wochen nach der Ankunft erlag er dem Schwarzwasserfieber. Nun ließ Astas Großmutter sie im Stich. In ihrer Verzweiflung schrieb sie dem Bruder den ganzen Jammer ins Gesicht. „Du bist schuld. Du allein. Ohne deinen sträflichen Leichtsinns hätte ich in der Heimat glücklich sein können.“

Wie alle leichtsinnigen Menschen war Karl-Otto gut-herzig und schnell zu rühren. Er fühlte sich ehrlich zer- knirscht. Um wenigstens etwas zu tun, gab er sein Ehrenwort, sich nie wieder auf Hazard einzulassen, und das Schicksal machte es ihm leicht, sein Versprechen zu halten. Ein Vetter, ein Mann in den besten Jahren, mit dessen Verheiratung noch hatte gerechnet werden können, starb und hinterließ ihm das Gut Hohenwarden. Karl-Otto, der bei seiner natürlichen Bequemlichkeit dem Dienst nie viel Geschmack hatte abgewinnen können, tanzte einen Freudencañon und reichte sofort seinen Abschied ein. „Asta, altes Mädel, nun sollst du's gut- haben! Hohenwarden ist ein feudaler Besitz und neben- her das Land, da Milch und Honig fließt.“

Innerlich zerbrochen, wie sie war, lockte sie die Vor- stellung grüner Einsamkeit zwischen Wiesen und Wäldern. Nun keine übermütigen, lärmenden Schulmädchen mehr, nicht mehr auf trockene Rechenexempel und unregel- mäßige Verben die Gedanken richten müssen, die am liebsten immer nur um Henning von Bardenfleth kreisten. Sie kündigte ihre Schulstelle und begleitete den Bruder nach Hohenwarden, aber es war ganz und gar nicht das Rechte für sie. Dem heillosen Zwang nüt- zlicher Arbeit entzogen, verlor sie sich mehr und mehr in ein Traumleben, aus dem die Erinnerung an das, was hätte sein können, unverändert anfragte wie ein Fels aus grauem, trübem Meer. — Jahr reichte sich an Jahr. Karl-Otto wurde der behäbige Agrarier, wie er im Buche steht, dem der Grad und die Reserveuniform wie- der zu eng wurden. Aber an Asta nagte das Ungenügen und die Lebensleere. Bisweilen kofettierte sie gar ein wenig mit dem Gedanken, ein Ende zu machen, in dessen es gehört schließlich auch zum Selbstmord ein gewisser Mut.

Das Ende der heutigen Unterredung aber war, daß Karl-Otto ergeben die Achseln zuckte und sprach: „In Gottes Namen mach, was du willst.“ (Fortf. folgt.)

Der Ruf des Lebens.

Mit urgewaltigen Fanfaren
Ruft uns das Leben vor die Schranken.
Und fordert Wachsein der Gedanken, —
Die Kraft des Mutes in Gefahren.
Es liegt an uns, den Weg zu finden,
Der uns zum schönen Ziel kann führen.
Ob wir auch Furcht und Bangen spüren,
Wir müssen alles überwinden.
Dann wird der Ruf des Lebens klingen
Wie ein Geläut von vielen Glöden
Voll Harmonie und Seligkeiten;
Und unsre Herzen wird durchdringen
Ein gnadenherrliches Frohloiden,
Wenn wir vertraut den Weg beschreiten.
Frans Cingia.

So sitzen wir...

Böhlhammers sitzen am Kaffeetisch. Papa, Mama, die zwei erwachsenen Söhne, Emil und Eberhard, Cousine Mathildchen und Frau Liesefing, die Freundin von Frau Böhlhammer.

„Papa, reiche einmal den Kuchen weiter“, sagt Frau Böhlhammer, „aber gib acht, daß du nicht an die Kaffeekanne stößt! Mathildchen, du kannst schon eingieken! So sitzen wir —“ sagt Frau Böhlhammer, „Mathildchen, halte doch um Gotteswillen die Kanne nicht so schief! Du verschüttest ja unbedingt! So sitzen wir —“ sagt Frau Böhlhammer zu ihrer Freundin, „Mathildchen! So halten! So! Eberhard, halte doch die Tasse näher ran, sonst fließt ja alles über!“

Frau Liesefing sagt: „Ja, du wolltest sagen, Lieschen?“

„Ja, ich wollte sagen, so sitzen wir —, also, Mathildchen, ich kann, weiß Gott, nicht zusehen, wie du die Kanne hältst. Hast du denn noch nie Kaffee eingegossen? Das muß ja überfließen!“

Mathilde sagt: „Es fließt bestimmt nicht über, Tante!“

„Aber ich sehe es ja doch“, sagt Frau Böhlhammer, „ich sehe es ja, daß das frische Tischtuch noch seine Steden abkriegt!“

Herr Böhlhammer sagt: „Na, da laß sie doch nur schütten! Also, was wolltest du denn sagen?“

„Daß sie nur schütten!“ ruft seine Frau. „Hast du gehört, Gabriele? Daß sie nur schütten! Du hast ja die Tischtücher nicht zu waschen, mein lieber Theobald!“

Herr Böhlhammer nimmt sich ein Stück Kuchen und sagt zu Frau Liesefing: „Wunderschönes Wetter heute! Schönstes Wetter zum Spaziergehen!“

Auch Frau Böhlhammer hat sich ein Stück Kuchen genommen und sagt zwischen dem Kauen: „Wir gehen aber nie spazieren! So sitzen wir nun jeden Sonntag. Papa will nicht ausgehen, und die Buben auch nicht. Zu Hause ist es eben doch am allergemütlichsten! Nicht wahr, Papa? Wenn wir Sonntags unseren Kaffee und unseren Kuchen haben und unsere Gemütlichkeit, dann will keiner von uns fort. Nicht wahr, Papa? Eberhard, die Tasse fließt noch um, ich sehe es kommen!“

Frau Liesefing sagt: „Wir gehen Sonntags viel spazieren. Rudolf ist sehr für Natur und Bewegung.“

„Also, Emil, du tunkst den Kuchen ein, daß man das Bittern bekomme! Es tröstet gleich auf das Tischtuch!“

„Gar nicht, Mama“, sagt Emil, „wirklich nicht!“

„Aber es kommt“, ruft seine Mutter, „es muß ja kommen, wenn man den Kuchen so hält! Wie die kleinen Kinder!“ sagt sie zu ihrer Freundin. „Ihr seid für Bewegung! Na ja, das hat ja auch was für sich! Aber wir haben uns das ganz abgewöhnt. Wir wollen alle nicht mehr fort. Die Gemütlichkeit findet man draußen doch nicht wie daheim. Ich sage dir ja, so sitzen wir nun jeden Sonntag gemütlich zusammen, und da denkt auch keiner dran, fortzugehen. Eberhard!!! Eberhard!!! Daß ich's nicht aesaat!!! Die ganze Dede!“

Eberhard ruft: „Es ist aber auch so eng hier, daß man leicht anstoßen kann!“

„Ena? Wieso ist das ena!“ schreit Frau Böhlhammer, „uns ist es ja auch nicht zu eng. Ich verschütte ja auch nichts. Das gute frische Tischtuch! Ich hab's ja kommen sehen!“

Herr Böhlhammer laut an seinem Kuchen weiter und

sieht gleichmütig nach dem leuchtenden braunen Fleden, der sich wie ein zusammengelagerter kleiner Hund auf dem Tischtuch breit macht. „Du redest ja viel zu viel über das ganze Zeug“, sagt er.

„Ich rede zu viel darüber“, schreit Frau Böhlhammer, „wenn ich nicht beständig auf euch acht geben würde, käme ich aus den Fleden überhaupt nicht mehr heraus!“

„Ich konnte, weiß Gott, nichts dafür“, sagt Eberhard. „Du konntest nichts dafür? Wo ich beständig sage, gib acht! gib acht!“

„Na, nun wasch's halt wieder aus“, sagt Herr Böhlhammer, „was liegt denn an dem einen Tischtuch!“

„Was liegt denn an dem einen Tischtuch!“ ruft seine Frau. „Einmal aufgeschabt! Frisch gewaschen! Wenn nun jeder so denken wollte, dann hätte ich am Tage vier Tischtücher! Und in der Woche 28! Rechne dir das einmal aus, mein lieber Theobald! Du stehst der Brazil noch sehr fern, mein Lieber! Da kann ich aber bald mit meinem Feinewortrat einpacken! Dann ist bald alles hinüber, mein Lieber, jawohl!“

„Komm, wir legen eine Serviette unter“, sagt Frau Lieseking.

„Nein, nein!“ ruft Frau Böhlhammer, „das darf nicht eintrocknen! Matkildchen, bist einmal! Nun wird eben das alte Tischtuch wieder aufgedeckt! Es kommt noch so weit, daß ich Waschtuch nehme, zum Abwaschen. So weit kommt es noch!“

„Na, nun laß doch schon das Tischtuch liegen“, sagt Herr Böhlhammer ärgerlich.

„Das Tischtuch muß ins Wasser!“ ruft seine Frau, „der Fleden darf nicht eintrocknen! Einmal aufgeschabt!“, sagt Frau Böhlhammer, während sie das Geschirr abräumt und das Tischtuch zusammenschlägt. „Ich sage noch, gib acht! Ich sage beständig, gib acht! Aber da wird hierhin gesehen und dorthin gesehen, nur nicht auf die Tasse. Bis das Unglück da ist!“

Eberhard sagt: „Es tut mir wirklich leid, Mama, aber ich kann es ja nun nicht mehr ändern.“

Frau Böhlhammer nimmt das Tischtuch wie ein großes weißes Stecktissen vorsichtig auf beide Arme und sagt mit hochrotem Kopf: „Ach! Der Fleden ist da! Und ich kann leben, wie ich ihn wieder herauskriege! Ich kann mich wieder abwaschen! Keine Rücksicht von euch! Guretwegen könnte ich den ganzen Tag Tischtücher waschen! Und morgens, mittags und abends ein neues auflegen! Keine Rücksicht! Und keinen Sinn für Schönheit und Gemütlichkeit! Keinen Sinn! Es könnte so gemütlich sein, wenn ihr nicht immer die Gemütlichkeit tören würdet. Suchen könnt ihr ein Haus, wo es so viel Entgegenkommen von einer Mutter gibt, und so viel Rücksicht. Nur Gemütlichkeit will ich haben! Nur Gemütlichkeit! Aber ihr müßt immer dazwischenfahren! Ihr! Immer ihr!“

Herr Böhlhammer sagt etwas leiser zu Frau Lieseking: „Wirklich ein wunderbares Wetter heute! Das schönste Wetter zum Spaziergehen!“ Es fällt ihm nichts Besseres ein.

E. Petisch-Arapp.

Kriminalität in der Tierwelt.

Seit Linné haben viele Naturforscher Beweise für kriminalistische Instinkte der Tiere gesammelt. Daß Furcht, Mut und Eifersucht spielen bei ihnen eine Hauptrolle, genau so wie dies bei den Menschen zu sein pflegt. So merkwürdig es klingen mag, gibt es unter den Tieren Straßenräuber, Rinderdiebe, Trunkenbolde und Mörder. Selbst Defraudanten sind eine nicht unbekannte Spezies. Jedermann hat schon vom Einsiedler-Elefanten gehört, hat vielleicht auch die diesbezügliche ausgezeichnete Skizze von Kipling gelesen. Diese zu Fleisch gewordene Zerstörungswut ist ein ausgeprägter Amotläufer. Die Herde, deren Mitgefühl er bis dahin war, verstößt ihn wegen seiner Gefährlichkeit, und da er von keiner anderen aufgenommen wird, ist er verdammt, allein zu leben und zu sterben. Einmal auf die schiefe Bahn geraten, wächst er sich schnell zu einem gefährdeten Bösewicht aus. In seiner indischen Heimat, wo er von den Eingeborenen „Dora“ genannt wird, entwirrt er in seiner Raserei ganze Bäume, trampelt Häuser nieder und versucht auf jede Art, Menschen wie Tiere, die ihm in den Weg geraten, zu töten. Bis es gelingt, ihn gefangen zu nehmen, ist er der Terror ganzer Landstriche.

Auch Pferde können Verbrecher sein. Cowboys aus den unendlichen Steppen Westamerikas spinnen endloses Garn über diese Dufider, die weder durch Freundlichkeit noch durch Schläge zum Gehorsam gebracht werden können. Heimtückisch greifen sie die eigenen Artgenossen in der Um-

dämmung an, und versuchen das Unmöglichste, ihre Herren zu töten. Galt hinterließ Studien über Stuten, die Füllen stahlen, die sie geschickt verbargen und diese fremden Kinder an sich als Mutter zu gewöhnen suchten. Espina berichtet von Feln das gleiche Vorkommnis.

Wenige werden glauben, daß der Hund, der treueste Begleiter des Menschen, unter Umständen ein ganz gefährlicher Bursche werden kann. Und doch gibt es, besonders unter den Schäferhunden, hin und wieder einen, dessen kriminalistische Instinkte ihn plötzlich zu wandeln vermögen. Am Tage ein treuer Hüter der Herde seines Herrn, bricht er in der Nacht wie ein Wolf in die ihm anvertrauten Tiere ein und reißt die unschuldigen Opfer mit einer Mordlust, von der am folgenden Tag nichts mehr zu merken ist. Hunde sind übrigens auch geschickte Schauspieler. So fing ein Hund an zu hinken, um nicht bestraft zu werden, wenn er aus einem Hause kam, dessen Betreten ihm verboten war. Und zwar hinkte er um so stärker, einen je größeren Raub er begangen hatte, so daß ihm schließlich seine Durchtriebenheit zum Schaden wurde, da sie mit Sicherheit zeigte, daß er in der Küche oder Vorratskammer gestohlen hatte.

Affen sind geborene Diebe. Paviane organisieren in ihrer Heimat reguläre Banden, die Obstgärten und Plantagen systematisch plündern. Gewöhnlich gehören sie einem Führer, der seine Truppen auf strategisch wichtige Punkte verteilt und seine Kräfte so ansetzt, daß die Beute von Hand zu Hand gereicht und an einem sicheren Ort versteckt wird.

Als eine merkwürdige Tatsache ist es anzusehen, daß es verhältnismäßig wenig Verbrecher unter den Schlangen gibt. Gelegentlich wird eine Schlange schon die andere verschlingen. Das treibende Motiv zu dieser Handlung aber ist meist der Hunger, nicht aber sind es Habgier. Es gibt allerdings auch Schlangen, die sich gegenseitig verabscheuen. Z. B. kann eine Boa constrictor eine Klapperschlange nicht ausstehen und wird sie beim Zusammentreffen stets versuchen, zu erwürgen.

Deutsche Gelehrte haben ganz besonders bei Störchen mörderische Instinkte entdeckt und verfolgen können. So erzählt Karl Vogt eine tragische Geschichte aus einer Storchenehe. Während das Männchen auf Rabrunasjuche aus war, machte ein jüngerer Storch dem Weibchen den Hof. Zunächst stieß dieses ihn zurück, buldete ihn dann, um ihn schließlich jedesmal freudig zu begrüßen. Eines Tages, als der alte Storch wieder auf der Frochjagd war, floß ihm das ehebrecherische Paar nach und tötete ihn mit furchtbaren Schnabelstichen in seinem Jagdrevier.

Unter den Fischen gibt es kaum Mörder. Der herrscht eigentlich nur das Naturgesetz vom Recht des Stärkeren. Will man auch hier einen Verbrechertypus ausfindig machen, so ist der Schwertfisch wohl der ausgesprochenste. Aus offensichtlicher Mordlust bringt er mit seinem furchtbaren Schwert einem Walfisch viele Kerben bei, bis er ihn endgültig erledigt.

Auch Insekten, besonders die Bienen und Ameisen, haben ihre Schattenseiten. Zu einer großen Armee vereint, greifen die Ameisen den Nachbarstaat an, töten die Einwohner und führen die Jugend als Sklaven mit sich fort. Bienen ist eine Autorität auf dem Gebiet der Beobachtung räuberischer Bienen. Er gibt in seinen Werken ausführliche Schilderungen dieser organisierten Diebesbanden. Die Renegaten eines Bienenstaates sind zu faul zu irgend einer Arbeit und vereinigen sich zu einer Freiberterkolonie, die arbeitsame Bienenstaaten angreift, oder auch Drohnen, die reichbeladen nach Hause streben, tötet und ihrer Last beraubt. Es gibt Bienen und Ameisen, die wie toll auf die Blüßigkeit sind, die manche Blumen und verdorbene Früchte absondern. Eine hiervon beschwippte Biene benimmt sich wie ein Trunkenbold, taumelnd und hilflos stolpernd torzelt sie ihres Weas, bis Gott Morpheus sie in seine Arme nimmt. Auch Lombroso bestätigt, daß berauschende Getränke bei Tieren die Ursache von Verbrechen sein können. Er zitiert als Beispiel die Schafe und Ziegen Abessinians, die in den Kaffeeplantagen regelrechte Zechgelage halten, indem sie die Kaffeebohnen verzehren und sich daran berauschen. Der komischste Fall dieser Art war der einer Gans in New Jersey. Auf irgend eine Weise war sie auf den Geschmack von Bier gekommen und machte nun zu bestimmten Zeiten so lange Radau, bis sie das gewünschte Nark bekam.

Krähen und Elstern sind Diebe von Geburt an. Aber sie halten merkwürdigerweise manchmal strengen Gerichthof über Verbrecher ihres eigenen Volkes. Manchmal kann man in der Krone eines Baumes eine Menge heftig distanzierender Krähen treffen. Beobachtet man diese Zusammenkunft bis zum Schluß, so wird man sehen, wie die Schuldige von den Genossen einer strengen Strafe unterzogen wird, die oft genug mit ihrem Tode endet. W. L. G.

Welt u. Wissen

Stammt das Menschengeschlecht aus Ostasien? In Peking hatten das Geologische Institut von China, die Peking Naturwissenschaftliche Gesellschaft und das Rockefeller-Institut im Oktober 1926 Sitzung. Man legte einen Menschenrestfund vor, der wahrscheinlich aus dem jüngsten Tertiär, der Braunkohlenseite, stammt. Es handelt sich um zwei Zähne eines ersten menschlichen Gebisses, die man 80 Kilometer südwestlich Pekings fand. Der schwedische Geologe Andersson, der in chinesischem Dienste steht, fand sie dort an dieser Stelle in einer Höhle. Der schwedische Paläontologe Wiman wirkte als Sachverständiger an diesen Ausgrabungen mit. Er zählte diese Zähne dem ältesten bis jetzt gefundenen Menschenrest zu, den er Homo primigenius Pekinensis nannte. Schon im Jahre 1903 hatte der deutsche Gelehrte Schlosser einen Zahn unbekannten Fundortes aus China beschrieben, dem er tertiäres Alter zuschrieb. Man kannte seinen genauen Fundort deshalb nicht, weil er in einem Peking Drogenladen gekauft war. Jetzt hat sich durch den Fund Anderssons herausgestellt, daß die Vermutungen Schlossers richtig waren. Durch diese untrüglichen Zeugnisse ist bewiesen, daß bisher die ältesten Menschenpuren nach Ostasien weisen. Hier hat der Tertiär Mensch in der jüngeren Braunkohlenseite gelebt. Ob aber weltliche Kulturentwicklung in Ostasien ihre Wiege hat, das müssen weitere Untersuchungen uns lehren. Daß auch der Mensch der späteren Steinzeit in der Mongolei und in China gelebt hat, das beweisen bereits die dortigen Funde.

Rudolf Sundt.

Der „Finger-Sinn“. Die „Quellenfächer“, die mit der Wünschelrute oder anderen geheimen Mitteln verborgenes Wasser unter der Erde wittern, galten in früheren Zeiten als Hexenmeister oder Betrüger, bis man erkannt hat, daß ihnen ein bestimmter geheimnisvoller Sinn eigen ist, der ihnen Fingerzeige vermittelt, die dem gewöhnlichen Sterblichen verjagt sind. Gibt es nun nicht vielleicht einen solchen Fingersinn, der auch ermöglich, andere verborgene Dinge aufzuspüren? Ein englischer Gelehrter der sich mit diesem interessanten Problem beschäftigt hat, glaubt, bei einzelnen Persönlichkeiten diese Gabe in ausgesprochenem Maße festgestellt zu haben. Es ist ja eine alltägliche Beobachtung, daß der eine „alles findet“ und der andere nichts. Es gibt Leute, die von keinem Ausgang nach Hause kommen können, ohne irgend etwas mitzubringen, was ihre Aufmerksamkeit anzog, während unzählige andere an einem solchen Ding achtlos vorübergehen. Nach den Beobachtungen des Gelehrten hängt dies nicht etwa in erster Linie mit guten Augen oder mit einer besonderen Sinnesrichtung zusammen, sondern es ist eine Art Instinkt, der im Unterbewußtsein wurzelt. Ein solcher mit dem Fingersinn begabter hat plötzlich ein ganz eigenartiges Gefühl, verspürt ein Jucken in den Fingern, ähnlich wie wenn ein Stück Stahl von einem kräftigen Magneten angezogen würde. Es ist, wie wenn ihn irgend ein Geist am Armel zupfe und auf etwas aufmerksam mache. Solche „Finger-Genies“ haben die merkwürdigsten Ergebnisse und kommen verlorenen Dingen auf die Spur, nach denen andere vergeblich lange Zeit gesucht haben. Bei erfahrenen Perlenhändlern ist ein eigenartiger Sinn ausgebildet, der ihnen durch die bloße Berührung verrät, ob eine Perle echt oder künstlich ist. Ähnlich ist es mit Wetterpropheten und anderen eigenartigen Instinkten, von denen „unsere Schulweisheit nichts träumt“.

Neue Bücher

* „Der Düsseldorfer Almanach 1927“ (Verlag des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen, Düsseldorf). Das schmale, aber gefällig ausgestattete Bändchen wird eingeleitet mit einer kurzen Würdigung des Malers Julius Brey, der (übrigens ein gebürtiger Wiesbadener) ehemals der Düsseldorfer Künstlerkolonie angehörte und jetzt in Sonnet a. Rh. lebt, wo er mit der Berufsmacht deutscher Kleinmeister seine Landschaftsmalerei ausübt. Seine Kunst erfährt durch den Aufsatz von Walter Cohen und vorzüglicher Miniaturreproduktionen einiger seiner Bilder interessante Charakterisierung. Zahlreiche weitere Beiträge in Poesie und Prosa, u. a. von Kurt Hennide, Adolf von Saksfeld, Karl Roischau, Otto Albert Schneider, Hanna Rademacher und Herbert Eulenberg, machen den von Dr. Walter Cohen und Gustav Lommis herausgegebenen Almanach zu einem lezenswerten Büchlein.

* „Dürer-Kalender für Kunst und Kultur“. Herausgegeben von Karl Maukner als Veröffentlichung des Deutschen Kulturarchivs. 14. Jahr. (Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf.) In feinstem Kunstdruck bietet der Kalender auf nicht weniger als 110 Bild- und 114 Textseiten in jedem Jahre aufs neue, getreu dem Weltbilde seines Patrons, ein geschlossenes Bild der Kunst- und Kulturentwicklung seit 1000 Jahren. Die Bilder — es sind 41 alte und ebenso viele neuere Meister — sind sämtlich Originalaufnahmen von Handzeichnungen, Kupferstichen, Radierungen und plastischen Werken, fast alle unbekannt, kunsthistorische Funde. Die Texte, mit den Bildern höchste Einheit des Natur- und Kirchenjahres bildend, geben Licht, Freude und rechte Anregung.

* „Erdbüchlein“. Ein Jahrbuch der Erdbunde für das Jahr 1927. (Grandtsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Zum achtenmal erscheint das kleine geographische Jahrbuch. Alle wichtigen Veränderungen werden verzeichnet, die für unsere erdunklichen Kenntnisse von Belang sind. Karten und Abbildungen geben die nötigen Erläuterungen. An besonderen Abhandlungen enthält der neue Jahrgang: Die Verbreitung der Weltsprachen, die Slawen in Deutschland, Montenegro einst und jetzt, Finnlands Bedeutung, was die Deutschen in Afrika geleistet haben.

* „Sternbüchlein 1927“, von Robert Denjeling. (Grandtsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Dieses hübsche Jahrbuch bringt den Freunden der Sternkunde auch diesmal wieder die üblichen Monatskalender mit zahlreichen Anweisungen zu genauen Beobachtungen, außerdem besondere Artikel über das Antik des Mondes mit den vollkommensten bisher gewonnenen Photographien, über das Sonnensystem und die Fixsterne 1927, sowie zahlreiche nützliche Tabellen.

* „Die Lehrerbildungsfrage und ihre Lösung“. Von Geheimrat Ministerialrat a. D. H. Schwab. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Von einer befriedigenden Lösung der Lehrerbildungsfrage hängt ein gutes Stück deutscher Zukunft ab. Über alle schon eingetretene oder noch drohende Zersplitterung hinweg müssen wir noch einmal zu einer einheitlichen deutschen Lehrerbildung kommen. Das ist auch der Grundgedanke der vorliegenden verdienstvollen Schrift, in der sich ein bekannter Fachmann und langjähriger Praktiker mit den sich aus der Neugestaltung der Lehrerbildung ergebenden Fragen auseinandersetzt.

* „Das Landerziehungsheim“. Im Auftrage des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht herausgegeben von Dr. A. Andreesen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Leiter und Lehrer der bekanntesten Landerziehungsheime — die von Hermann Lietz begründeten Anstalten geben voran — äußern sich zu den zahlreichen Problemen, die gerade diese Schulform stellt. Es werden nur grundsätzliche Themen erörtert und nicht etwa Fragen der einzelnen Unterrichtsfächer, denn nicht das Bildungsgut ist hier das Wichtigste, sondern der Bildungsprozeß. Selbst Laien dürfte es interessieren, eine Schulform kennenzulernen, der Elfi Brauns allzufrüh gefallener Sohn seine umfassende Bildung verdankt.

* „Vierstellige Tafeln der wichtigsten Funktionen und Festwerte zum Logarithmischen und natürlichen Rechnen“. Von Studiendirektor A. Kraft. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Eine Logarithmentafel, die ganz auf der Grundlage der neuen Richtlinien aufgebaut ist und für den praktischen Gebrauch eine ganze Reihe in die Augen fallender Vorzüge besitzt.

* „Gene Voigt: Sächsische Balladen“. Illustriert von Walter Rosch. (Verlag A. Bergmann, Leipzig.) Gene Voigt, die durch ihre „Sächsischen Glasfänger“ schnell bekannt geworden ist, hat ein neues humoristisches Buch in sächsischer Mundart herausgebracht. Diesmal sind es die bekanntesten deutschen Balladen, die sich eine Parodie gefallen lassen mußten. Auch Nichtsachsen werden das Vortragsbüchlein mit Vergnügen lesen. Aus dem Inhalt seien verraten: „Forelei“, „David un Goliath“, „Ridder Guds Brautfabd“, „Schakaraer“, „Weimer von Weinsbärch“, „Draufing des Hofgarabes“, „Lenore“, „Sängerich Fluß“, „Zauwerläßling“, „Graf von Gleichen“ usw.

* „Mein Nassau am Rhein“, Text von G. Zanger, für eine Singstimme mit Pianoforte von Gustav Zanger. — „Rheinischer Schwur“, Text von G. Groff, für eine Singstimme und Klavier von G. Groff. Diese Nieder der beiden (vermutlich Wiesbadener) Dichterkomponenten sind textlich und musikalisch in der so beliebten „alltäglichen Volksweise“ gehalten und im Verlag von Ad. Stöppeler, Wiesbaden, erschienen; auch sie werden ihre Freunde finden.